

Vergiß mich nicht!

Albumblatt. Von Mar Karawoste.
 Gähnt du den schmalen Rand in deinen
 Händen,
 Und seine Wälder langsam umzuwenden,
 Kommt die Erinnerung mit leisem
 Schritt,
 Und taufend tiefe Stunden wandern
 mit.

Du siehst dein Leben still vorüberglei-
 ten.
 Mit seinem Leid, mit seinen Seligkei-
 ten.
 Wenn es in deiner Sorge zu dir kam,
 Wenn es dich jubelnd in die Arme
 nahm.

Still lächelnd blickst du auf die Wälder
 nieder.
 Und du erlebst die alten Zeiten wieder.
 Du siehst auf deiner Freunde bunte
 Schaar.
 Und auch in manchen liebe Augenpaar.
 Sie grüßen dich aus dieses Buches
 Seiten.
 Und werden auch in Zukunft bei dir
 weilen.
 Und unter ihnen ist auch mein Ge-
 sicht.
 Ich bitte herzlich dich: vergiß mich
 nicht!

Der Dichter.

Von Henri Duvernois.

Herr Monichaux sagte zu seinem
 Sohne:
 „Dein Beruf! Du führst kein an-
 deres Wort mehr im Munde! Ich
 hatte in deinem Alter auch einen Be-
 ruf; ich hatte mir eigentlich vorge-
 nommen, in eine Fabrik einzutret-
 en, aber dieser Gedanke hat mich
 durchaus nicht gehindert, in Stiefeln
 ein groß sehr gut vorwärts zu kom-
 men. Du wirst dich mit Dichten
 beschäftigen, aber du wirst ein tüchtig-
 er Kaufmann für Tuch- und Woll-
 warenfabrikation werden, weil du
 klug bist und ein kluger Mensch es
 überall zu etwas bringt. Uebrigens
 habe ich mit Herrn Groguy schon de-
 netwegen gesprochen, und er will dich
 sehr gern versuchsweise anstellen. Du
 hast die Warenrechnungen in ein
 Fakturenbuch abzuschreiben; die Arbeit
 ist interessant und vielseitig. Nicht eine
 Rechnung gleicht der andern. Du
 weicht mit allem im Hause genau Be-
 schäftigung, und wenn die Firma jemals in
 Konkurrenz geraten sollte, bist du zuerst
 davon unterrichtet. Es sind also auch
 schriftliche Arbeiten, die du zu ma-
 chen hast, du siehst, daß ich dir in
 deinen Wünschen etwas entgegenkom-
 me.“

Spitzbügige und fließende Schrift, die
 den modernen Literaten eigen ist und
 die er durch das Kopieren von Auto-
 grammen großer Schriftsteller erlernt
 hatte. Diese eigenartigen Buchstaben
 fanden zu der kalligraphisch schönen
 Schrift seines Vorgängers an dem
 Kontobuch in starkem Widerspruch,
 und Ernst gab jede Hoffnung auf,
 sie jemals nachahmen zu können. In
 dem Bureau war kein Fenster; den
 ganzen Tag brannte eine elektrische
 Lampe, die ein grelles Licht verbrei-
 tete, und in dem Raum roch es be-
 ständig nach feuchtem Flanell. Aber
 Ernst Monichaux beschloß, mit der
 glücklichen Anpassungsfähigkeit seiner
 achtzehn Jahre seine eigenartige Be-
 stimmung mit seinen jetzigen Schülern
 zu vereinigen. In seiner Schublade,
 die sein einziger Trost wurde, sam-
 melte er ein ganzes poetisches Arse-
 näl an. Es befanden sich einige Hän-
 de seiner Lieblingsdichter darin, ein
 Reimlexikon, Zigaretten, Bonbons,
 mehrere Gänsfedern und eine kleine
 Glasdose, in die er täglich eine frische
 Blume stellte. Außerdem lagen in ei-
 ner Schreibmappe, die von den zarten
 Händen einer Cousine mit grünen
 Lorbeerzweigen bestickt war, seine letzten
 dichterischen Versuche. Betrat nun ir-
 gendein Kunde, ein Angestellter, ein
 Vorgesetzter oder der Chef selbst das
 Bureau, so schob Ernst schnell die
 Schublade zu, beugte sich über das
 entsehlene Kontobuch, um einige Mi-
 nuten später die noch glimmende Zi-
 garette und die noch nicht getrockne-
 ten Verse wiederzufinden.

Natürlich ging das nicht ohne Un-
 ruhe und Herzklopfen ab. Herr Groguy
 schlichtete seine Angestellten durch
 seine strenge Haltung, seine trodne,
 kalte, abgemessene Sprache und eine
 felsele Traurigkeit ein, daß niemand,
 selbst sein heiserer Kunde nicht, sich rüh-
 men konnte, ihm jemals lächeln gesehen
 zu haben. Deshalb war er so traurig?
 Das wußte niemand. Sein Geschäft
 war gut, er hatte eine junge, niedliche
 Frau und zwei hübsche Kinder. Und
 doch lag es wie geheime Angst auf sei-
 nem Gesicht, und sagte er: „Ich bin
 mit der Inventur zufrieden,“ so klang
 es, als ob er ein Unglück angekün-
 digt hätte. Während zweier Monate
 hatte er nur zweimal das Wort an
 Ernst gerichtet. Das erste Mal sagte
 er zu ihm: „Nehmen Sie keinen Spa-
 zierstock, wenn Sie ins Geschäft kom-
 men, das gehört sich nicht,“ und das
 zweite Mal: „Tragen Sie keine Hand-
 schuhe, das demütigt Ihre Kamerade-
 n.“

Freiheit? Ich verstehe nicht! Frei-
 heit? Ist das türkisch? Ist es chine-
 sisch? Großer Gott, wohin würden
 wir kommen! Da spricht die Frau
 von Freiheit! Wie darf man niemanden
 geflatten. Wieder Ernst nach ir-
 gendeinem anderen Butschen...

„Ich habe ein unglückliches Wort
 gewählt,“ gab die arme Mutter zu.
 Aber Herr Monichaux benutzte diese
 Gelegenheit, um seinen Willen durch-
 zusetzen. Schon am nächsten Tage
 ging er mit Ernst zu dem Tuch-
 und Wollwarenfabrikanten Herrn
 Manuel Groguy, der sie mit melancho-
 lischem Wohlwollen empfing.

Er war ein Mann, dessen Alter
 sich nicht genau feststellen ließ, groß,
 gebeugt, mit grauem Bart, nicht nach
 der Mode gekleidet, ein Mann, der
 aus Bescheidenheit oder Eitelkeit eine
 Arawatze mit so langen Erben trug,
 daß man nicht feststellen konnte, ob
 Herr Groguy einen Orden hatte oder
 nicht.

„Ich müßte mich sehr irren,“ er-
 starrte Herr Monichaux und wies auf
 seinen Sohn, „wenn dieser Schlingel
 nicht der geborene Tuch- und Woll-
 warenhändler ist. Fürchten Sie sich
 nur nicht, ihm Arbeit zu geben, Herr
 Groguy; Ernst sieht ein wenig
 schwächlich aus, aber er ist kräftig.
 Später können Sie ihn mit der Kor-
 respondenz betrauen, er hat einen
 guten Stil, weil er Griechisch und La-
 teinisch gelernt hat, womit er sich aber
 gar nicht mehr beschäftigt, denn ich
 kann Ihnen schwören, daß er alles
 vergessen hat...“

„Ich gebe ihm als Anfangsgehalt
 dierzig Frank monatlich,“ unterbrach
 ihn Herr Groguy.

„So gut ist es mir zuerst nicht ge-
 gangen. Bedanke dich bei Herrn Groguy,
 Ernst. Sie werden bald sehen,
 daß Sie einen guten Griff an ihm
 gemacht haben. Er stellt etwas vor,
 und er spricht sehr gut. Wenn er
 in diesem Augenblick keinen Beweis
 davon gibt, geschieht es nur, weil er
 eingeschüchelt ist. Sie werden ihn
 bei der Arbeit sehen.“

„Ich will ihm das Zimmer zeig-
 en, in dem er schreiben wird, und
 ich will ihm seinen Vorgesetzten und
 Kameraden vorstellen,“ erwiderte
 Herr Groguy. Von diesem Tage an
 sah also der junge Monichaux vier
 Stunden vormittags und vier Stun-
 den nachmittags über ein Pult ge-
 beugt, auf dem ein geradezu gewaltig-
 es Kontobuch lag. Er hatte jent

„In den nächsten Tagen komme ich
 zu dir, um dich bei der Arbeit zu se-
 hen,“ kündigte er ihm an.

Dann wandte er sich zu seiner
 Frau:
 „Du sollst ihn nur sehen! Er hat
 ein Kontobuch, das größer ist als er!
 Wäre ich in seinem Alter aber stolz
 gewesen! Ich hatte nur ein Notizbuch,
 das hielt ich aber so ordentlich, daß
 jeder, der es sah, sofort wußte, was
 aus mir werden würde!“

„Wie rechnest du denn jetzt,
 Ernst? Das muß schnell wie der
 Wind gehen... Und deine Schub-
 lade? Siehst es auch sauber in deiner
 Schublade aus? Die Böden nämlich
 du chebst zuerst durch, um zu sehen,
 ob ihre Angestellten auch Ordnung
 zu halten wissen. Ich spreche mit dir,
 Ernst, vielleicht hast du die Freund-
 schaft, mir zu antworten.“

„Laß ihn doch zufrieden,“ rief
 Frau Monichaux mit jenem göttlichen
 Ahnungsvermögen der Mütter. „Er
 tut alles, was du willst. Du läst ihn
 nicht... Ich finde, er sieht schlecht
 aus.“

Der Nachmittag war schlimm.
 Sottiquet, ein Kollege von Ernst,
 hatte der Szene morgens beigewohnt
 und bedundete einen trostlosen Besi-
 mismus.

„Höre, Freunden, wenn er dich in
 sein Privatkontor bestellt, ist es nicht,
 um dir ein Schnäpschen anzubieten.
 Er wird dich mit seinen eisigen Blicken
 anstarren und die sehr höflich sa-
 gen: „Lassen Sie sich Ihr Gehalt
 auszahlen. Ich bedauere...“ Ich
 habe es mit Wargand Prugnotand
 und dem kleinen Emile erlebt. Und
 die fabrizierten keine Verse in ihrer
 Schublade.“

Um sechs Uhr klopfte Ernst lei-
 denlos und entschlossen an die Tür
 von Herrn Groguy.

„Herein!“ rief dieser. „Ach, Sie
 sind es?“

„Herr Groguy...“

„Haben Sie den schönen Zettel bei
 sich? Geben Sie ihn mir.“

Ernst streckte ihm betreten das
 Stück Papier entgegen, sein Chef
 nahm es und las es erst schnell,
 dann langamer durch. Darauf be-
 trachtete er seinen Angestellten mit
 Blicken, in denen ein ungewohnter
 Glanz war.

„Und das finden Sie wunder-
 hübsch!“ spottete er. „Das ist sehr
 schlecht, hören Sie, sehr schlecht. Wie
 die jungen Leute uns auf die Nerven
 damit fallen, daß sie nur von ihrer
 Jugend sprechen. Sie bewundern sich
 so sehr, daß sie nichts mehr für die
 Frauen übrig haben. Und die Frauen,
 junger Freund, sind eben die
 Poetesse. Sie sind Naturalist, wie ich
 sehe. Und sie reimen „Wärme“ auf
 „Ferne“ — mein Kompliment! Sie
 haben ja keine Ahnung von Versmaß!
 Und kann eine Wärme anders als
 heiß sein? „agurblau der Him-
 mel“, „der Himmel agurblau.“ Sie
 konnten das hinschreiben, ohne daß
 Ihnen übel würde? Nun rechtfertigen
 Sie sich! Antworten Sie mir! Haben
 Sie keine Furcht, es ist sechs Uhr vor-
 bei, ich bin nicht mehr Ihr Chef, ich
 bin Ihr Kollege! Ja, lieber Freund,
 Sie brauchen mich nicht so überfacht
 anzusehen, es ist ein unbestreitbares
 Faktum: Gatoan die la Privan-
 dière steht vor Ihnen, der Verfasser
 von „Bergsteiger Duff“ und „Mein
 poetisches Testament“ oder „Eine Fla-
 sche im Meere“... hätten Sie sich
 je träumen lassen, daß Gatoan de
 la Privandière und Manuel Groguy
 ein und dieselbe Person sind?“

Er fuhr fort:
 „Ich schrieb auch meines Papas
 wegen meine Verse in meiner Schub-
 lade, ach, und meiner Frau wegen
 muß ich sie weiter verlesen. Hier
 dichte ich, wenn ich eine Minute ste-
 hen kann... Man wird so häufig ge-
 fürcht, das werden wohl Sie am besten
 wissen! Nun aber einen Rat — der
 Kollege spricht jetzt mit Ihnen, nicht
 der Chef, merken Sie sich daher, be-
 nutzen Sie die Rechnungsformulare
 des Geschäfts nicht. Wie wollen Sie
 darauf etwas Geschriebes zustande
 bringen! Kommen Sie nur immer zu
 mir, ich werde Ihnen gutes Papier
 geben.“

Der Kirmesherz.

Von Käthe Lubowetski.

Fraulein Wachtelner fuhr mit dem
 Malpencil allzu kräftig in das Sebia
 auf ihrer Palette, weil ihre Augen zu
 dem zierlichen Mädchen hinflehen, das
 traumverloren zu den das Dörchen
 grünen Bergen emporkam.
 „Gell, Irmdie, siehst mal in die
 Küch“ und lacht noch a Schuß Harten
 an die Halbtag. Der Doktor
 mag's halt gern.“

Die feingegliederte Gestalt zog un-
 mutig die schmalen Schultern hoch.
 „Du verhöhnest ihn schrecklich, Pan-
 te Wachtelner.“

„Meinst, Herzelt? Und wenn ston!
 So einer wie der... verdient's.“
 „I bin net wenig stolz drauf, daß ich
 ihm in den zehn Jahren, wo er bei
 mir speist, a ordentliche Wetzersicht
 anfrüttert hat.“

„Schon zehn Jahre also bemutterst
 Du ihn? Da kenn' ich den allmäch-
 tigen Arzt nun ja auch bereits ein
 volles Dezzennium,“ lachte Fraulein
 Wachtelners Lieblingsnichte, die all-
 fählich eine Zeitlang ihr Berliner El-
 ternhaus gegen das Künstlerheim ih-
 rer Mutterchwester vertauschte.

„Natürlich... er hat dich damals
 doch als Neunjähriges...“

Irngard Werners feingegliederte
 Braunen zogen sich zusammen.

„Darf ich vielleicht vollenden, Tan-
 te? — Also... von dreierlei Kran-
 keit, der Rippen-, Lippen- und Hals-
 entzündung geteilt, so daß ich das
 kostbare Leben erhalten habe. Aber
 jetzt bin ich seiner geblieben...“

„Schrecklich, ja.“

Fraulein Wachtelner schüttelte
 mißbilligend den Kopf.

„Bist nun doch mal halt bei Nie-
 sendame,“ tröstete sie, „a Zaill' zum
 Herbrechen und Händ- und Fuß' wie
 ein zwölfjähriges und daß er auf
 Dich paßt und Dir's alleweil zu
 Gemüht führt... dafür ist er halt
 Arzt.“

„Wie einen Säugling behandelst er
 mich... fühlst Du das denn gar
 nicht?“

„Na!... so eins verklopft man
 doch, wenn's Mude hat und dös hat
 er... soviel i weiß — noch net bei
 Dir probiert.“

„Sehr viel fehlt nicht mehr dran.“

Ein dunkler Schein stieg in die
 klaren Augen des jungen Mädchens.
 „Der Atem ging kurz und erregt“

„Ich habe ihn gefleht nämlich Ge-
 heten, daß er mich morgen zum Wet-
 terscheinort auf die Kirmes mitneh-
 men möchte...“

„Und...“

„Aufgeregt hat er sich... schrek-
 lich!“

„Ihm druckten vielleicht die Mit-
 tagsdudel...“

„O nein, die Großmannsflucht und
 das Herrentum waren's. Sonst
 nichts. Da tollten und zechten sie
 ... und wären außer Rand und
 Band... und Tabalsqual und
 Wildheit gab's... und ich dürf-
 te auf keinen Fall hin, weil ich doch
 ... so zart wäre...“

Der dunkle Schein ballte sich zur
 Wolke, die mit diden Tränen auf die
 schmalen Mädchenhände herabsob.
 „So sehr hängt Du an dem Ge-
 dulle der Kirmes?“ wunderte sich die
 Tante. „Schau, schau!“

„Sie lachen mich stets in Berlin
 aus, wenn ich kleinkind eingestehen
 muß, daß ich mir das Fest habe schen-
 ken müssen.“

„So... das is denn was anders.
 Wenn... Rat weis ich nicht, den
 aber er net will. I kann dich da
 net hinbringe. Ein Mannsbild muß
 dabei sein. Er freit könnt ich dich
 schützen. Vor ihm haben's alle Res-
 pelt. Da is teins, dem er net we-
 nigstens e'mal Leib und Seel zu-
 sammengepfänd hat.“

„Aber stad...“

„Da stingt sein Schritt. Zu fir den
 Haurigen an die Har — derweil werd'
 i mit ihm von der Kirmes rede.“

„Es half aber nichts, daß seine
 treueste Verehrerin sogar heftig mit
 ihm wurde.“

„Gewöhne Sie sich dran, Reutner,
 daß Sie halt bei Dreifäschchen mehr is.
 Warum soll sie die Kirmes halt net
 schau?“

„Ein wetteggebranntes, treues Ge-
 sichts wurde rot und verlegen.“

„Sie busselten und schnaden da in
 Sig und Tanz allerlei...“

„Daß es den Wetzstein erbarm“

„Jesse...“

„Sie wildt halt auf
 busseln und schnaden, wenn's mal
 so weit is.“

„Und sie könnt' sich erkälten,“ jog-
 te er selbstmal kurz und hastig.
 Sie sah ihn kurz und scharf an.

„Glaube Sie eigentl wahrhaftig
 daß Sie etwas über das Mädel zu
 sage haben?“

„Er erschraf, wollte sich verteidigen
 und stotterte das nur in hilfloser
 Verwirtheit: „Ja doch... so net...
 wenn sie mir beneide könnt, daß
 sie seht und hart und gesund war —
 dann in Gott's Namen.“

Fraulein Wachtelner äugte scharf
 nach der Tür hin, die ein wenig of-
 fen stand. Sie hatte ein helles Wä-
 schchen schimmern sehen, wie es die Rich-
 te trug — ließ sich aber nichts von
 dieser Entdeckung merken, sondern
 nickte nur gelassen: „Sie soll's! Sie
 woll beweise!.. Ru genug. Schauen
 sie sich mal das Jenseitigebäude an
 Rifferie da auf der Weinwand an
 Die Stig' dazu daß i an Ort und
 Stell' im Juli mach. Es kommt
 zu Professor Hittler nach Wänsch.“

Doktor Reutner blickt pflichtgüt-

digst zur bezeichneten Stelle hin ge-
 wendet aber nichts von der Wirklich-
 keit, weil sein geistiges Auge ein
 schmales Gesichtchen mit einer Fülle
 blonder Ringellocken nicht freige-
 hen konnte.

„Sie is halt gar zu zart,“ murmel-
 te er traurig. Tante Wachtelner
 aber schlug die Hände zusammen und
 sagte bitterböse: „Sie hänge ganz
 und gar in den Wolke, Doktor...
 ich weit, net mal den Haurigen an der
 Har merdens halt schmacken...“

„...“

„Beim Wirt zum Pet-
 terstein ging es heute hoch her! Vom
 frühen Morgen an herrschte Aus-
 loffenheit. Der Gottesdienst und die
 Messe hatten nur eine kurze Unter-
 brechung gebracht. Nachher wurde
 es nur noch toller. Doktor Reutner
 ber den Leuten an diesem Tage
 keine Zweckmäßigkeiten bewies, sah
 mitten unter ihnen und warnte nur
 zuweilen: „Net zu toll Leut“
 allzu mutig Pferd hält bei langen
 Galopp aus.“

Die Jüngeren taten, als merkten
 sie was. Nur der alte Steinbrüder
 Sepp, der längst die hundertste Be-
 fehler der großen Riffelwandbeige
 hinter sich hatte, lachte ihm zu: „Derr
 Doktor, heuer nehme wir uns Re-
 bezin vor's ganaz Jahr ein... un
 von uns soll' Ichna las bis morge
 stür.“

Bis vier Uhr nachmittags war al-
 les ganz gemächlich. Dann aber far-
 bten sich die lüthnen Gesichter tiefer,
 die Zungen wurden schwerer und die
 Füße verloren die Richtung.

„Zeh' nur keinen auswärtigen Pa-
 tienten,“ dachte Doktor Reutner.

Aber dieser Wunsch blieb unerf. Illt.
 Das Telefon von Herzogshaus
 meldete, daß die Frau Wirtin
 droben vor argen Schmerzen lacht
 mehr aus noch ein wisse.

Reutner packte in seiner Stube al-
 les in den Rucksack, was nötig war
 gegen derlei Leiden, die hier zu-
 weilen kamen. Auch die Meditatio-
 nen für das alles stellte er in seiner
 Hausapotheke zusammen. Bei gutem
 Wetter brauchte man zu Fuß bis
 i' d' d' vier Stunden. Heute ließ
 er sich nichts bestimmen. Von Urtel
 stieg ein schmaler Stieg fast zerren-
 gerade hinauf und die Füße waren
 die einzig möglichen Pferde. Zudem
 jagte ein heftiger Oktoberwind aus
 grauen Wollensfäden ein feines
 Schneegeriesel vom Himmel. Auf-
 gehend nahm er die große Blendierne
 und die Termosflasche mit heissem
 Tee zur Hand. Wo nur der Träger
 und Begleiter blieb, der nach unglück-
 licher Mühe in der Gestalt eines vier-
 zehnjährigen starken Gaisbuben end-
 lich aufgetrieben war...“

„Eine Viertelstunde später hörte
 Irngard Werner unter ihrem geöff-
 neten Fenster ein herzerbrechendes
 Schluchzen. Sie erkannte sofort den
 Litten Peter, denn er hatte den Wet-
 termantel noch nicht über den Kopf
 gezogen.“

„Das hast Du nur, Peter!“ fragte
 sie teilnahmsvoll.

„I soll...“ mit dem Dulter auf
 Herzogsstand, weil alle anderen net
 grad stehi könne... in i hatt doch
 erst für den Abend frei nach de
 Kirmes...“

Das junge Mädchen zitterte v'ögl-
 lich, in heiser Erregung.

„Komm mal sofort zu mir, Peter...
 ich habe Dir etwas Wichtiges zu
 sagen.“

Und der Gaisbube verschwand in
 dem freundlichen Haus von Fraulein
 Wachtelner, die auf allzu viel Mit-
 tagsruhe einzuweichen und Ändel ein
 bißel viel steifen „Hochwanner“ (ein
 heißes Getränk aus Rum, Geränen
 und Zitronen) gekostet hatte und zur
 Zeit einen selten Schlaf tat.

Doktor Reutner, der doch tagaus
 tagein seine sieben Stunden bei Wind
 und Wetter herumtrotzen mußte,
 wurde dieser Gang sehr schwer. Wie
 sein Begleiter hatte er den Vocen-
 monis mit der Kapuze fest angelegt,
 denn der Schnee stob scharf in die
 Augen. Die Laterne mit dem Ruck-
 sack ließ ihm hurtig voraus.

„Wie der Junge laufen konnte! Un-
 glücklich! Ueber die gefährlichen Stei-
 gen kommt er wie eine Rahe. Es
 war doch etwas Herrliches um solche
 feste, tolle Jugendkraft.“

„Ihm selbst wurde ein paar Mal
 eigentümlich schwach zu Mut.“

„Aber nur nichts merken lassen...“
 Der ungewohnte Dirlgenzug
 von Wein und Bier rächte sich an dem
 so. 4 Mädchen. Die Kräfte lüthen
 fühlbar nach... Auf der Höhe
 des Berges mußte er sich platt in den
 Steig legen. Der Bube war lieb-
 reich und treu um ihn bemüht, schon
 den Rucksack unter seinen Kopf und
 stökte ihm Tee ein.

Langsam erhobte sich der Arzt. Aber
 er mußte sich die erste Wegstunde da-
 nach doch noch ganz geduldig auf den
 Arm seiner Begleitung stützen.

„Gegen zwei Uhr nachts waren sie
 endlich am Ziel. Der Doktor war
 von einer ungewöhnlichen Weicheit
 „Peter!“ sagte er und hielt dem
 Schmüchigen die Hand hin. „Du bist
 a ganzer Kerl... und von dem mit
 mir, gell... da sage wie naher
 am ir!“

Der Frau Wirtin ging es schon
 wieder ganz gut... Das lebe! Läch-
 le auf natürlichem Wege behoben
 indem der Heurige die Ändel und
 das Schickraut einfach hinauswarf.
 Zu anderen Zeiten hätte der Doktor
 nicht leicht über die unnütze Schin-
 derei, etobt... Heute war er ganz

jahm und sagte nur, als ein kräftiger
 Kaffee vor ihnen dampfte: „Derr,
 nimm die Kapuze runter. Du
 verkälst Di sonst nachher...“

Aber Peter wollte nicht. Da saß
 er in einer Umwandlung der trüb-
 heren Kraft selbst zu und rief sie
 herunter — Ichna aber im näm-
 lichen Augenblick entsetzt von der
 Holzbank auf und stotterte: „Me auten
 Geister... das is ja net aus-
 zuerke...“ Fraulein Krmche...“

„In sie war es wirklich! Kein Trü-
 stein gab's daran und... eigent-
 lich kaum glaublich, wie schnell er begriff,
 warum sie es getan hatte. Das Mit-
 tagsmahl von Peter wählte ihr un-
 geeignet... nur rot und verlegen
 war sie bin... zum Sterben!“

Pante schaute er sie an.

Dann tat er plötzlich einen Zu-
 cher und rief sie in seine Arme —
 Ganz in alter Kraft! Sie aber be-
 wachte sich ein wenig zurück und stürzte
 ihm ins Ohr: „Es kann nicht im
 Herr Doktor...“ Sie fand 'ieder so
 zart... so schrecklich art...“

„Er wußte ihr sämtliche Furch-
 und Nachgedanken von den Lippen,
 und als sie beimginnen, war es un-
 gemachte Sache, daß sie die nächste
 Kirmes neben ihm feiern würde...
 als sein junges Weib!...“

Der Kampfahn.

Im Mittelalter war der Hühner-
 kampf in manchen Ländern so fest
 einewurzelt, wie jetzt noch in Est-
 onien das Stierkämpfe. Zur allernäch-
 sten Volksbelustigung schwanzt es sich,
 unternimmt durch die einobotene
 Wettsucht, namentlich in England
 auf, wo manche Könige ihn hoch be-
 günstigten. Inbes hat ihn dort, wie
 in auch aus hiesiglande, in unsere
 Hühnerkämpferzeit ein ansehnliches
 Verbot getroffen: ihm nämlich aus-
 zuerufen, will freilich nicht gefun-
 gen. In der Sprache ist dem Kampf-
 hahn ebentfalls noch ein lächerliches
 Verbot beibringen durch den händler-
 Ausdrud they live like fighting-
 cocks. Der Wertschick zielt nicht auf
 die Streikluft des Vogels; denn man
 kann auch in der Eingab! sagen: ho
 lives like a fighting-cock; er be-
 zichtigt die vielmehr auf den Umstand,
 daß man die angefertigten und ge-
 fertigten Kuchbuden, von denen der
 Ausfall hoher Werten abhina, teuer
 besorgen mußte und dementsprechend
 sorgfältig pflegte und filterte, um
 ihre Kraft und ihren Kampfesmut zu
 erhöhen. Die Rebersart er lebt wie
 ein Kampfahn“ deckt sich also un-
 oekbar mit dem deutschen geflügelten
 Wörte: er lebt wie Gott in Frank-
 reich, oder um nicht zu weit vom
 Reich der Wäsel abzuschweifen: er
 lebt wie ein Kint im Honnkamen.

Eine Liebe ist der anderen wert.

Eine hübsche kleine Geschichte aus
 dem Eheleben eines Schriftstellers er-
 zählt eine Londoner Zeitschrift. Die
 Gattin ist außer sich. „Wirklich, nun
 werde ich die Kinder züchtigen müs-
 sen!“ „Aber was ist denn los, Lieb-
 ling?“ fragt der Mann. „Sie haben
 mir meinen ganzen Rüstbüch in Un-
 ordnung gebracht. Nichts, aber auch
 gar nichts liegt auf seinem Platz.
 Nadeln, Garnrollen, Schere, Wolle,
 alles ist beiseite gebracht und liegt an
 den unmöglichsten Stellen. Man
 kann geradezu wahnsinnig werden.“
 Der Mann nickt sich wohlwollend zu
 seiner besseren Hälfte: „Mein Lieb,
 das waren nicht die Kinder, das habe
 ich getan!“ „Aber warum denn?“

„Ach, nur in dem Wunsche, deine
 liebevolle Sorgfalt zu erwidern.
 Nachdem du meinen Schreibtisch so
 schön aufgeräumt und alle Papiere ge-
 ordnet hast, war es mir ein Vergens-
 bedürfnis, auf dieselbe Weise auch
 deinen Rüstbüch in Ordnung zu brin-
 gen...“

Phänomene.

Phänomene. Glücken:
 „Mütchen, heut hat uns die Vertreterin
 etwas fürchterlich Komisches über den
 Ruckst erzählt; den mal: er legt
 fremde Eier!“

„Ich würde nicht aus der Tasse da
 trinken,“ sagte der kleine Willi zu
 dem elegant gekleideten Besucher, „das
 ist Vlieg's Tasse, und sie ist sehr ei-
 gen, wer daraus trinkt.“

„Ach,“ versetzte der junge Mann und leerte
 die Tasse bis zum Grund. „Es ist
 eine große Ehre für mich, aus Vlieg's
 Tasse zu trinken. Vlieg ist meine
 jüngste Schwester, nicht wahr?“

„Ach nee, Vlieg ist mein Hund.“

„Ich sind' es hoch patriot,
 Daß Damen Widgin Rubinieren;
 Sie zeigen stels Talent,
 Wenn's galt — die Männer zu fa-
 cieren.“